



NEUE STADT FELDBACH

Österreichische Post AG
RM 18A041471 K
8330 Feldbach

NOVEMBER 2019
Ausgabe 28



Linien
Routen
Grenzen

LEBENS**KULTUR**
DAS MAGAZIN

Inhalt

■ EIN SOMMER WIE DAMALS IN ISLAND	von Matthäus Trummer	Seite 3
■ VOM GRUNDSTEUERPATENT ZUM GRENZKATASTER	von Klaus Wartinger	Seite 6
■ STRASSEN – LINIEN	von Alois Raidl	Seite 7
■ EIN PLATZ IST MEIN UNIVERSUM	von Hannes Glanz	Seite 9
■ DAS NAVI IN DER GRENZENLOSIGKEIT	von Franz Jurecek	Seite 11
■ ROTE LINIEN ODER WAS DER KLIMAWANDEL MIT VERTEILUNG ZU TUN HAT	von Stefan Preininger	Seite 12
■ DIE LINIE . LA LINEA	von Heimo Math	Seite 15
■ MEIN ZEITGENÖSSISCHER TANZ	von Doris Buche-Reisinger	Seite 17
■ ZWEITAUSENDZWANZIG	Leserbrief an Dr. Luna Licht von Hans Knieriem	Seite 18

Liebe Leserinnen und Leser!

■ Wieder einmal ist ein ganz wunderbares Magazin der Feldbacher Zeitung entstanden. „Linien, Routen, Grenzen“ lautet der Titel der Ausgabe Nr. 28.

So einiges wäre da thematisch möglich gewesen. Interessanterweise haben sich gleich vier Autoren dafür entschieden, Reiseberichte zu verfassen. *Hannes Glanz* erzählt von seinen – trotz zwischenzeitiger Rückschläge – glücklichen Fahrten durch Deutschland. Island hat es *Matthäus Trummer* angetan. Was für ein Erlebnis, dort mit dem Fahrrad diese einzigartige Landschaft zu erkunden. Sein Exkurs zum Fußball ersetzt ein wenig den geplant gewesenen größeren Beitrag zu diesem Thema: sieben, mittlerweile acht Millionen Teamchefs soll es in Österreich ja geben, und nach wie vor wird an den Stammtischen so manche Diskussion geführt, heutzutage unter anderem (in Verbindung mit dem ewigen Dauerbrenner „Abseits“) über die „kalibrierte Linie“. *Alois Raidl* ist ein leidenschaftlicher Musiker (Riegersburg Jazz Café) und begnadeter Texter, und so fragt man sich

zurecht, ob seine Zeilen zur „B66“ nicht mindestens so bekannt sein sollten wie jene zur „Route 66“. Der legendären Reise zum Mond vor 50 Jahren fügt *Franz Jurecek* etwas heute ganz Selbstverständliches hinzu: ein Navi. Wichtig dafür sind bzw. wären auch schon damals exakte Straßen- bzw. Grundstücksflächen und -grenzen gewesen: *Klaus Wartinger* vom Vermessungsamt Feldbach klärt darüber auf. Linien, vor allem gerade, die sich der Mensch hat einfallen lassen, ganz andere als in der Natur: Ob diese nun Fluch oder Segen sind, dieser Frage geht Architekt *Heimo Math* nach. Welche (roten) Linien der Mensch überschreitet, wenn er den Regenwald verbrennt oder mit seinem (Konsum-)Verhalten andere ausbeutet, zeigt *Stefan Preininger* auf, und natürlich mahnt er ein, Umwelt- und Klimaschutz ernst zu nehmen. Nun ja, die Grenzen menschlichen Verhaltens: Wen mehr zu diesem Thema interessiert („Me too“ etc.), dem sei Schnitzlers „Fräulein Else“, präsentiert von der großen Julia Stemberger, bei unserem Festival „Nebel reißen“ empfohlen (13.11. im Zentrum).

Für unseren Leserbriefschreiber *Hans Knieriem* ist das Verstreichen der Zeit, das Erreichen von Lebensabschnitten und -grenzen nicht minder bedeutsam. Eine Antwort darauf weiß glücklicherweise unsere beliebte Lebensberaterin Dr. Luna Licht. Schwermütigen Gedanken vorzubeugen, dazu ist stets und allerbestens die Kunst in der Lage: Von der Schönheit der Linien und der runden Formen des Tanzens erzählt *Doris Buche-Reisinger*. Damit schließt sich thematisch der Kreis, für viel Interessantes und Lesenswertes ist gesorgt!

Ihr
Michael Mehsner

PS: Die Geschichte über Vinyl ist leider – vielleicht in einer Endlosschleife – verschollen geblieben. Bei dieser wäre es wohl nicht nur darum gegangen, wie viele Rillen eine Schallplatte eigentlich hat. Und auch die Mittellinie auf der Straße, für so manchen Verkehrsteilnehmer offenbar ohne wirkliche Bedeutung, wäre eine Analyse wert gewesen.



Ein Sommer wie damals in Island

■ Alljährlich jubeln Touristiker weltweit, immer neue Rekorde an Ankünften werden aufgestellt, und doch stößt der Boom an Grenzen. Städte wie Amsterdam, Barcelona, Dubrovnik und Venedig, aber auch Städte im Norden wie Reykjavik, stöhnen unter den Heerscharen an Instagram-hungrigen Menschen. Selbst in Österreich ist „Overtourism“ mittlerweile ein Thema, wie die Beispiele Salzburg und Hallstatt eindrucksvoll beweisen.

Blicken wir in den Norden nach Island: Die subjektiv „kleine“ Insel boomt nach überstandener Wirtschaftskrise samt Beinahe-Kollaps, und das nicht ohne Grund, besteht sie doch zu einem Großteil aus „Feuer und Eis“. Das macht definitiv Lust auf mehr. Mit seinen 360.000 Bewohnern, weniger als der Großraum Graz, wird Island mittlerweile von 2,5 Mio. Touristen jährlich bevölkert. In den letzten 5 Jahren hat sich die Anzahl verdoppelt. Leicht verkraftbar, könnte man meinen, ist die Insel doch flächenmäßig

größer als Österreich. Dennoch hat man zunehmend ein Problem, ist das Ökosystem dort doch äußerst fragil. Hier spürt man den Klimawandel schneller als anderswo, unlängst wurde der erste Gletscher in Island offiziell für „tot“ erklärt. Fuhren die Nordmänner früher zur See, um Walfang zu betreiben, fahren sie nunmehr hinaus, um Touristen die Giganten der Meere bei Wal-Expeditionen näher zu bringen. Island liegt im Trend, wohl auch, weil die Sehnsucht des Menschen nach Natur und deren Schönheit unerlässlich scheint.

Das bringt mich zurück zum Titel dieses Textes: Vier Wochen mit dem Fahrrad rund um die Insel und quer über das berühmte Hochland, das eigentlich nur allradbetriebenen Ungetümen vorbehalten ist. Immer dabei: Fahrrad, Zelt, Regenzeug, zwei Packtaschen und ein dicker Schlafsack.

Auf dem Fahrrad der Natur ausgeliefert, merkt man erst die raue Seite, die Island

auch im Sommer zeigen kann. Zum Glück beschränkt sich der Radius der meisten Abenteuerer jedoch auf die Hauptstadt Reykjavik, die zweifelsohne eine der schönsten Europas ist, und den Golden Circle mit dem berühmten Geysir und der Blue Lagoon. Wer die wahren Schönheiten Islands sehen will, muss sich etwas weiter ins Landesinnere begeben. Besser gesagt, hat man eigentlich nur die Wahl, ob man die Ringstraße im oder gegen den Uhrzeigersinn befährt. Die Nationalstraße 1 ist fast durchgängig asphaltiert, wer etwas erleben will, muss sich auf die Schotterpisten abseits der Hauptstraße begeben. Das Problem hierbei ist der grobkörnige Schotter, der für 4x4-Geländewagen zwar möglich ist, mit dem vollgepackten Rad heißt es hingegen absteigen, frei nach dem Motto: „Wer sein Rad liebt, der schiebt.“ Unvergesslich bleiben die herausfordernden Straßenverhältnisse auf dem „Öxi“-Pass mit einer Steigung von 17 % und die ewig lange Piste der „Kjölur“, quer über ■■■



das isländische Hochland. Auch die Gegend rund um Landmannalaugar ist die Strapazen wert, die man auf der Fahrt dorthin meistern muss. Unzählige Furchen stellen sich dort in des Radlers Weg. Schnell haben wir untenrum auf Sandalen und obenrum auf dicke Jacke, Handschuhe und Haube umgesattelt.

Die Infrastruktur für Radler in Island ist jedoch phänomenal. So gibt es eine vollständige Karte mit allen machbaren Pisten, Einkaufsmöglichkeiten, privaten Fahrradmechanikern, Notfallnummern und Hütten im Hochland. Dort nach einem anstrengenden Tag angekommen, kann es schon einmal vorkommen, dass man knapp vor Mitternacht noch ins Jacuzzi steigen darf. Fast am Polarkreis gelegen, ist es im Sommer fast durchgehend hell, lediglich eine kurze Dämmerungsphase zeugt von der Nacht.

Wahrscheinlich sind wir ein bisschen naiv an die Sache rangegangen. Unsere rund 20 Jahre alten Fahrräder haben wir in Eigenbau, mit ein bisschen Hilfe, fit für Island gemacht. Neue Schläuche, frische Bremsbacken und Reifen mit Pannenschutz sollten es schon sein. Der Gepäckträger wurde mit Packtaschen seitlich und obendrauf mit Zelt und Rucksack bepackt. Später auf der Reise sollte sich diese Gewichtsverteilung

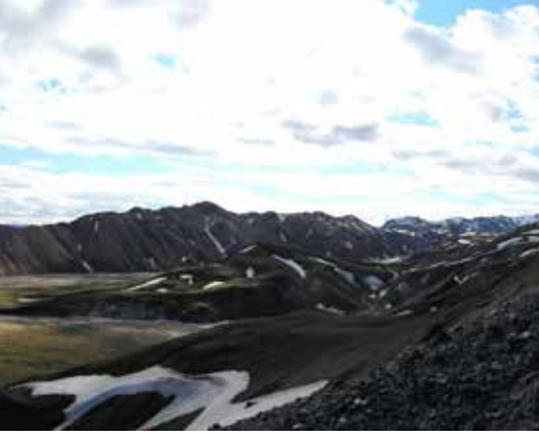
fast rächen: Gepäckträgerbruch im Nirgendwo, einige Tagesetappen von der Hauptstadt entfernt. Alles kein Problem, Kabelbinder sei Dank. Der obligatorische Speichenbruch – wir trafen einige Radler, die auf diese Weise festsaßen – blieb uns zum Glück erspart.

Dafür bekamen wir, damals im Sommer in Island, einen kleinen Geschmack, welche Launen das Wetter so spielen kann. Selbst die Einheimischen sprachen von einem wettertechnisch schlechten Sommer, wir hatten in den ersten 20 Tagen auf der Reise täglich mit Regen zu kämpfen. Die unglaubliche Einzigartigkeit der Landschaft entschädigte uns jedoch für vieles. Bereits am Anfang der Reise erwischten wir ein kräftiges Islandtief mit Regen und starken Windböen, das uns samt dem Rad beinahe von der Straße wehte. Dass wir definitiv nichts mehr auf der Straße verloren hatten war uns spätestens klar, als Einheimische stehenblieben und fragten, ob bei uns noch alles in Ordnung sei, weil wir bei diesen unwirtlichen Verhältnissen mit dem Rad unterwegs wären.

Die Taktik, die ich mir bei meiner Vorbereitung zurechtlegte, ging in Island nicht auf. War es in Österreich kein Problem, bei Regen irgendwo in ein Gasthaus einzukehren, unter einem Baum Schutz

zu suchen bzw. bei einer Bushaltestelle das Ganze abzuwarten, erwiesen sich die Verhältnisse in Island als diametral. Island ist frei von Bäumen, eigentlich richtig kahl. Einmal im Zuge der Industrialisierung gerodet, war die fragile Humusschicht durch die kurze Vegetationsperiode dahin und kaum ein Baum wuchs und wächst mehr nach. Die Bushaltestellen sind außerhalb der Hauptstadt generell nicht überdacht, und meist radelt man stundenlang dahin, ohne bei einem Haus, geschweige denn einem Gasthaus vorbeizukommen. Da hilft dann bei einer nahenden Regenfront nur mehr absteigen, sich regenfest einzupacken und das Ganze über sich ergehen zu lassen. Hier kann man die Kräfte und Launen der Natur erste Reihe fußfrei erleben. Um die körperlichen und mentalen Herausforderungen zu meistern, waren wir gut ausgerüstet: 150 g feinste Schokolade täglich und Unmengen an Nüsschen durften es da schon sein.

Oftmals muss man jedoch die schlechtesten Straßen bezwingen, um zu den größten Schönheiten Islands vorzudringen. Hier, wo sich der Overtourismus selbst im Hochsommer noch einigermaßen in Grenzen hält, hieß es dann für uns einige Tage innezuhalten. Den Körper im heißen Fluss zu regenerieren, die wunderbare



Landschaft einzusaugen und bei ausgedehnten Tageswanderungen einfach nur glücklich zu sein ob der teils surreal wirkenden Schönheit der Landschaft.

Wie in den skandinavischen Ländern üblich, gilt auch auf Island das Jedermannsrecht. Man kann sein Zelt fernab von Siedlungen und bewirtschafteten Flächen überall aufstellen, und so war die Suche nach einem landschaftlich besonders schönen Schlafplatz eines unserer täglichen Ziele. Je nach Lust, Laune und den angesprochenen wettertechnischen Herausforderungen haben wir im Schnitt 30 bis 180 Kilometer pro Tag geschafft, wobei auch der Wind die tägliche Strecke stark beeinflusst hat.

Island wird mich auf alle Fälle wieder sehen – irgendwann einmal. Fernab der Hauptstadt, fernab des Golden Circle, wahrscheinlich an einem nur schwer erreichbaren Ort. Davon gibt es in Island, meinem persönlichen Paradies, zum Glück noch genügend.

Zum Abschluss möchte ich noch kurz auf den isländischen Fußball eingehen. Gerade, weil auch Österreich bei der EM 2016 in Frankreich schmerzvoll erleben musste, wie der Zwergenstaat aus dem hohen Norden uns um alle Träume brachte. Fußball wird auf Island die meiste

Zeit des Jahres indoor gespielt. Ausgestattet mit modernsten Trainingshallen und lizenzierten Jugendtrainern bis hinunter zu den jüngsten Jahrgängen hegt, pflegt und fördert man seine zahlenmäßig wenigen Fußball-Talente. Diese werden alsbald auch in den Nachwuchs eines größeren Landes transferiert, sollte sich Potential für eine größere Karriere abzeichnen. Was die Isländer sicherlich auch auszeichnet, ist der unbändige Wille, gestählt durch das raue Klima und lange unwirtliche Winter. Mit all diesen Zutaten schaffte die Nationalmannschaft in den letzten Jahren ein ums andere Mal beachtliche Erfolge bei internationalen Turnieren. Die isländische Liga an sich ist vom Niveau her hingegen nicht sonderlich hochklassig. Zu der von uns besuchten Erstliga-Partie zwischen Thor (was so viel wie „Hammer“ bedeutet) Akureyri und den Männern aus Keflavik fanden sich 500 Zuschauer ein, das Niveau war dabei bestenfalls Regionalliga-tauglich. Unvergessen das „Hu-Hu-Hu“ der Nordmänner zwei Jahre später im EM-Viertelfinale in Frankreich, als zehn Prozent der Bevölkerung ihre Mannschaft ins Stade de France begleiteten, und weltweit für Gänsehaut sorgten.

MMag. Matthäus Trummer ist Geograph, Historiker, Journalist, Fotograf und Reisender. Derzeit ist er für die Wirtschaftsservicestelle der Stadt Fehring tätig. Er lebt in Mühldorf.



Klaus Wartinger ist seit 1984 im Vermessungsamt Feldbach tätig, seit 2017 unterstützt er Amtsleiter DI Anton Edler als Dienststellenleiter. Für Auskünfte bzw. Fragen zu Kataster und Grenzen steht das Vermessungsamt Feldbach (Mo-Fr 8-12 Uhr) gerne zur Verfügung.

Vom Grundsteuerpatent zum Grenzkataster

■ 2017 war ein historisches Jahr für den Kataster in Österreich. Es wurde das 200-jährige Jubiläum gefeiert. Am 23.12.1817 hat Kaiser Franz I. das Grundsteuerpatent unterzeichnet. Mit dem kaiserlichen Patent wurde in Österreich die allgemeine Vermessung aller Grundstücke der deutsch- und italienischsprachigen Provinzen angeordnet.

Das Ziel dieser Regelungen war eine gerechte Erhebung der Grundsteuer. Die Vermessung für die Steiermark war 1825 abgeschlossen und lieferte eine katastralgemeindeweise Darstellung, Grenzbeschreibungen sowie Eigentümerverzeichnisse und Parzellenprotokolle. Die Anlegung wurde von 1817 bis 1861 vorgenommen. In diesen 44 Jahren wurde eine Gesamtfläche von 300.000 Quadratkilometern mit fast 50 Millionen Grundstücken erfasst. Die Darstellung der Karte erfolgte im Maßstab 1:2880, in größeren Ortschaften 1:1440 und im Gebirge 1:5760.

Die Vermessung der Grundstücke erfolgte mit dem Messtisch. Die Aufnahme erfolgte hauptsächlich mit Vorwärtsschnitten.

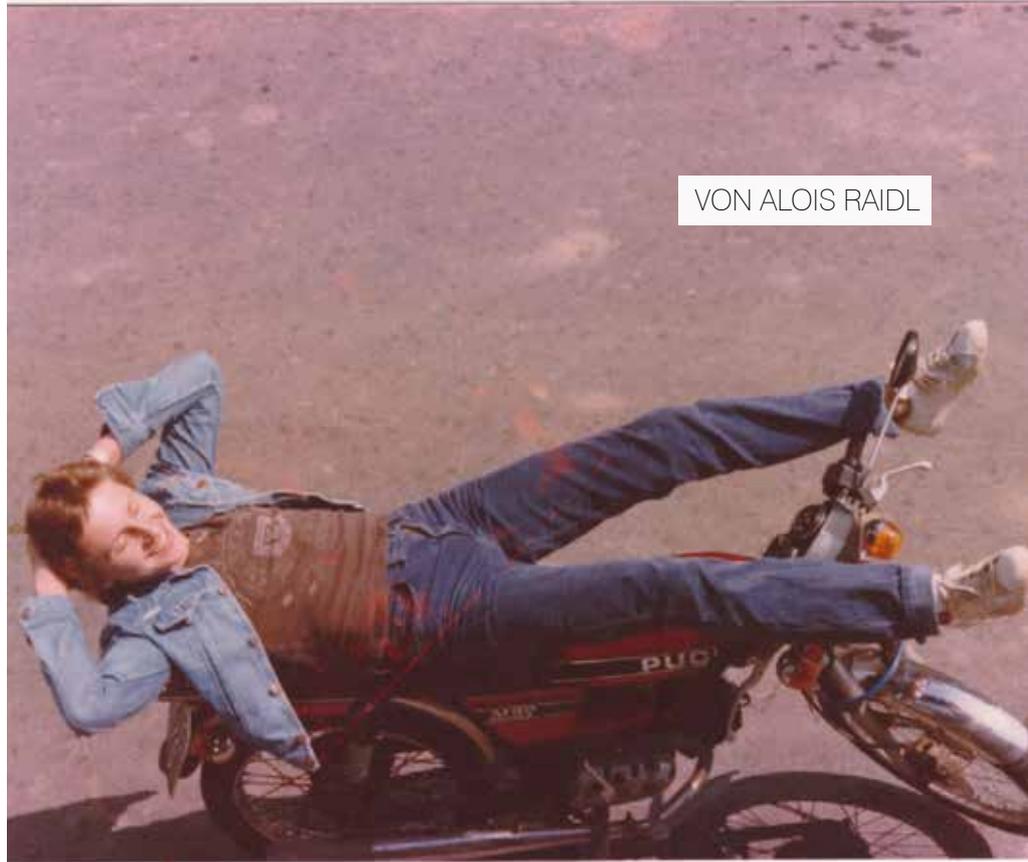
Das Jahr 1871 ist von großer Bedeutung, denn da wurde durch das Allgemeine Grundbuchgesetz landesweit die Neuanlegung der Grundbücher auf Basis des Grundkatasters eingerichtet. Für die Weiterführung des Katasters wurde 1883 ein Evidenzhaltungsgesetz beschlossen, das bis zum Jahre 1968 Gültigkeit hatte.

Mit 1.1.1969 ist das Vermessungsgesetz in Kraft getreten. Hier wurde die Möglichkeit einer Rechtssicherheit der Grenzen für den Grundeigentümer geschaffen. Im Vermessungsgesetz wurde verankert, dass Grundstücke in den Grenzkataster übergeführt werden können. Was heißt das für den Eigentümer: Ist ein Grundstück im Grenzkataster, können die Grenzpunkte jederzeit wieder hergestellt werden. Dies kann ein Vermessungsbefugter erledigen oder wird auf Antrag

von der zuständigen Vermessungsbehörde gemacht. Ein Ersitzen von Teilen eines Grenzkatastergrundstückes ist ausgeschlossen. Für die Wiederherstellung von strittigen Grenzen ist das Vermessungsamt zuständig.

Wie erkennt man, dass sein Grundstück im Grenzkataster ist? In der Katastralmappe ist die Grundstücksnummer mit 3 Strichen (im Beispiel das Grundstück .859) unterstrichen und im Auszug aus dem Grundstücksverzeichnis sowie im Grundbuchsatzung steht ein „G“ bei der Grundstücksnummer.

Heute wird der Kataster als Selbstverständlichkeit angesehen. Wir können in Österreich auf eine 200-jährige Geschichte zurückblicken. Viele Länder der Welt haben keinen oder nur einen unvollständigen Kataster. Es kommen immer wieder Delegationen nach Österreich, um sich über den Kataster und das Grundbuch zu informieren. ■■■



Der Kataster ist ursprünglich für die gerechte Besteuerung der landwirtschaftlichen Grundstücke entstanden. Heute dient der Kataster als Grundlage für viele Anwendungen und Verfahren. Am bekanntesten ist wahrscheinlich das Bauverfahren. Hier werden die Anrainer meist im 30 Meter Abstand benötigt. Ob Planungen von Straßen, Eisenbahnen, Autobahnen oder nur ein neuer Gartenzaun, es wird immer wieder auf die Daten des Katasters und des Grundbuchs zurückgegriffen. Darstellung von Leitungen, Gebäudeadressen oder der Flächenwidmungsplan bauen ebenfalls auf den Kataster auf.



■ Straßen – Linien, die das Land überziehen, wie das große Netz einer Spinne. So wie Blutbahnen den Körper mit lebenswichtigem Sauerstoff versorgen, so fließt auch der Verkehr auf den Straßen quer durchs Land. In den USA gibt es eine weltbekannte Straße. Sie verbindet den Osten mit dem Westen und führt von Chicago bis nach L.A.: Die „Route 66“ wurde schon von vielen Interpreten besungen, unter anderem von Nat King Cole, Ray Charles und den Rolling Stones.

Auch hier in der Südoststeiermark haben wir eine „Route 66“. Abgesehen davon, dass diese Straße hierzulande nicht den klingenden Namen „Route 66“ trägt, sondern schlicht und einfach „Bundesstraße 66“ genannt wird. Sie führt ca. 50 km lang quer durch das Vulkanland, von Ilz bis Straden.

Ich bin an dieser Straße aufgewachsen, mit dem Postbus auf dieser Straße zur Schule gefahren, später mit dem ■■■





„RGB-Jazzcafe“ traten im Rahmen der Feldbacher Sommerspiele vor dem damals noch geöffneten Cafe Pfister auf:
 (v.l.n.r.): Erich Liendl - Trompete / Josef Ferder - Gesang, Gitarre / Oswald Valda - Gesang, Gitarre / Johann Ortauf - Schlagzeug / Alois Raidl - Gesang, Bass

Moped ins Seebad Riegersburg. Damals war das Verkehrsaufkommen noch so gering, dass man unbehelligt am Straßenrad entlang zu Fuß gehen konnte. Zu dieser Zeit war die Südoststeiermark touristisch gesehen noch ein weißer Fleck auf der Landkarte.

Heute heißt unsere Region „Vulkanland“ und lockt als „Genussregion“ Jahr für Jahr hunderttausende Besucher in die Südoststeiermark. Längst ist aus der beschaulichen Landstraße „B66“ die pulsierende Zentralader des Vulkanlandes geworden. Im Gegensatz zur „Route 66“, welche ihre Bekanntheit schön langsam einbüßt und über Teilstrecken gar nicht mehr befahrbar ist, hat die „B66“ in den letzten Jahren enorm an Bedeutung gewonnen.

Grund genug für uns als „RGB-Jazzcafe“, unserer steirischen „Route 66“ einen Song zu widmen.

B 66 [B SIXTY SIX] – GLEICHENBERGER BUNDESSTRASSE (ALOIS RAIDL)

Wenn du wieder plan`st
 a Ausflugsfohrt
 kumm in den Osten,
 in die Süd-Oststeiermork
 a guata Tipp,
 fohr auf der B66

Sie geht von Ilz
 bis nach Strod`n (Ülz)
 so circa 50
 Kilometer wird`s sie hob`n
 des is fost nix,
 fohr auf der B66

Fohr`st los drüb`n in Ilz
 weiter Wolkersdorf (Ülz)
 Neustift über`d Leit`n,
 siag`st die Riegersburg von`d Weit`n
 du siagst Feldbach und
 Bad Gleichenberg
 Taxberg und durch die Klausen,
 bleib steh`n mol auf a Jaus`n
 Dirnbach, Stainz, Haag Hof und
 Strod`n

Wos sogst`t du,
 zu diesem guaten Tipp
 dem steirischen
 Vulkanland-Trip
 kumm moch an Trip
 auf der B66





Neues vom Autor Hannes Glanz
unter www.hannes-glanz.at

Ein Platz ist mein Universum

Die Essenz von 3.660 Kilometern durch Deutschland

■ „Du fährst allein nach Deutschland? Über zwei Wochen?? Und noch dazu mit dem Auto???“

Ich liebe meine Reisen. Neue Eindrücke, der kleine Hauch eines Abenteurers, das Bei-mir-selbst-Sein. Unterwegs spüre ich eine Gegenwärtigkeit, deren Intensität nichts Vergleichbares kennt. Kleinigkeiten werden durch die gesteigerte Achtsamkeit nicht bloß bemerkt, sondern beinahe liebevoll angenommen. Geplante Reiseziele dienen nur als große Klammern, die es mit Atmen, Spüren, Sehen und Hören zu füllen gilt; mit Leben.

Ein Seminar im Westerwald und eine orthopädische Neuentwicklung in Berlin waren die zwei Klammern, zwischen denen von Mitte Mai bis Anfang Juni dieses Jahres so viel Freiheit lag. Für Begegnungen mit lange nicht gesehenen Freunden, das Entdecken von bislang unbekanntem Plätzen und Menschen.

Organisation – Die Möglichkeit ist entscheidend, nicht das Problem

Der Erste dieser Menschen war der Besitzer des Hotels 3 Lilien in Wiesbaden. Die Kurstadt in Hessen war nur als Zwischenstation für eine Übernachtung eingeplant, um die einzelnen Streckenabschnitte nicht allzu lang werden zu lassen. 500 Kilometer hatte ich mir als Richtwert selbst verordnet; war es laut Reiseroute deutlich weniger, würde ich Straßen abseits der Autobahnen bevorzugen, um meinem Vorsatz, Geschwindigkeit sollte die mir gebotenen Bilder nicht erdrücken, gerecht zu werden.

Ein Mann Mitte Sechzig erschien neben meinem Auto in einer schmalen Gasse in der Wiesbadener Innenstadt, um meinen Koffer zu übernehmen.

„Hier können Sie aber nicht parken“, kam

es unter seinem kunstvoll geschwungenen Schnauzbart hervor. Ich hatte die Frage nach einer Alternative noch nicht verbalisiert, zog er schon einen Stadtplan hervor, auf dem ein paar Straßen vom Hotel entfernt ein eingekreistes „X“ prangte.

„Dort ist die Tiefgarage des Hotels“, erklärte der Mann. „Die Nummer 13 ist für Sie reserviert.“

„Und wie lange gehe ich dann zurück“, fragte ich zweifelnd. Entfernungen anhand von Stadtplänen abzuschätzen war eines meiner vielen nicht vorhandenen Talente.

„Ach, bloß eine knappe Viertelstunde“, erwiderte er heiter.

Diese Antwort ließ in meinem Kopf mehrere Warnleuchten gleichzeitig anspringen. Zeitangaben über fußläufige Wege sind in meinem Fall weiter von der Wahrheit entfernt als manche Tweets von Donald Trump. Mein Verhältnis zu Tiefga-

■ ■ ■

ragen ist seit jeher, nun ja, konfliktreich. Und von meinem nicht vorhandenen Orientierungssinn rede ich besser gar nicht; dem Erfinder funktionierender Navis werde ich bis an mein Lebensende in grenzenloser Dankbarkeit verbunden sein. Aber gleich an meinem ersten Tag in Deutschland einen Strafzettel zu riskieren, fühlte sich auch nicht sonderlich prickelnd an. Also seufzte ich ergeben und machte mich auf den Weg zur Garage. Dass ich die Wiesbadener Unterwelt dann doch nicht erkunden musste, war vielleicht meinem Glück geschuldet, das mir auf Reisen zu meist hold ist; einen Gutteil schreibe ich aber der Aufmerksamkeit zu. Gleich am Beginn der schmalen Gasse, in der das Hotel liegt, erspähte ich drei Behindertenparkplätze nebeneinander, alle frei. Dem Hotelier sah ich den nicht gegebenen Hinweis nach; wer nicht auf diese sehr praktische Einrichtung angewiesen ist, hat auch keinen Blick dafür.

„So schnell hatte ich Sie gar nicht zurück erwartet“, meinte der Schnauzbart dann auch, nachdem er mir wenige Minuten später erneut öffnete.

„Ich mich auch nicht“, erwiderte ich lächelnd und trat ein. Es war der erste Glücksfall, und viele weitere sollten folgen.

Glück ist aber auch – davon bin ich seit jeher überzeugt – eine Folge guter Vorbereitung. Ich hatte bei sämtlichen Hotelbuchungen auf meine Behinderung hingewiesen, verbunden mit der Bitte „um wenige Treppen und kurze Gehwege“. Überall wurde mir dies zugesagt; wo es nicht möglich war (wie in Wiesbaden), erledigte eine helfende Hand alles Notwendige. In Berlin, Dortmund und Hamburg genoss ich das Privileg eines perfekt adaptierten Hotelzimmers, das von der begehbaren Dusche bis zum niedrigen Bett sämtliche Bedürfnisse erfüllte. Falsche Scham ist hier völlig fehl am Platz. Wenn ich um einer (ohnein nicht vorhandenen) Normalität willen die für den Erhalt eines solchen Zimmers notwendige Information nicht weitergebe, ärgere ich mich zuerst über die Probleme, die möglicherweise auf mich warten, und danach über mich selbst, dass ich sie nicht durch einen

knappen Hinweis vermieden habe. Einfache Lösungen ersparen nicht nur Stress, sie sind auch effizient. Sowie der simple Satz „Bitte helfen Sie mir.“

Rückschläge – Verstellen sie den Blick nach vorn?

„Was machst du, wenn etwas passiert?“ Diese Frage höre ich vor Antritt einer Reise des Öfteren. Meine Antwort darauf ist immer gleich: „Ich kümmere mich darum, wenn es soweit ist.“

Dieser Grundsatz schließt Enttäuschungen ebenso aus wie die unmögliche Erwartung, auf einer so langen Reise müsse alles glatt gehen. In Lüneburg stürzte ich während der Stadtführung über einen Stein, in Berlin wurde mir die übergroße Tagesdecke im Hotelzimmer und in der Folge ein Wandregal, mit dem meine Nase unliebsame Bekanntschaft machte, zum Verhängnis. Aber was soll's? Ich bin immer wieder aufgestanden. Zwar musste ich die anderen Teilnehmer der Führung lautstark davon abhalten, mich zu vierteilen, weil gefühlt alle in dem gut gemeinten Versuch, mir aufzuhelfen, gleichzeitig in verschiedene Richtungen zogen. Und das tiefe Cut auf meiner Nase ließ sich nicht einmal mit einer Sonnenbrille verstecken. Dennoch – und das ist wichtig – zählen auch diese Unfälle zu den positiven, Kraft spendenden Erfahrungen; schlicht deshalb, weil ich sie gemeistert habe.

Entscheidend ist hierbei die Frage „Was kann ich sofort tun?“ Sie verhindert Frust und auch die Angst, dass wieder etwas passieren könnte, vielleicht sogar Schlimmeres. Verloren habe ich erst, wenn ich mir die Erfüllung eines Wunsches aus Angst nicht mehr zutraue.

Essenz – Ein Platz ist mein Universum

Ein Tagesausflug nach Pilsen, kurz vor Ende meiner Reise. An einem herrlichen Frühsommertag genieße ich Kaffee und Kuchen auf der Terrasse eines Cafés oberhalb des Flussufers. Die Menschen um mich sind entspannt wie ich selbst. Bald verabschiede ich mich und spaziere, jeden Schritt schätzend, in Richtung Stadtzentrum. Alles hier atmet altösterreichische

Monarchie, die Gebäude, die Plätze, sogar die Straßenbahn. Ich erreiche den Botanischen Garten und lasse mich auf einer Bank nieder, von wo ich jenen Platz, den ich soeben umrundet habe, zur Gänze überblicken kann. Meine Augen folgen einem alten Mann, der schwerer an den Jahren als an seiner Einkaufstasche zu tragen scheint. Sie wandern weiter zu einer jungen Frau mit Kinderwagen, deren Aufmerksamkeit mehr ihrem Mobiltelefon als ihrem Schützling gilt. Ein Vorurteil klopft leise an, aber weiß ich, was ich glauben will? Am heutigen, perfekten Tag gelingt es mir, das einzige wahre Urteil abzugeben: Ich sehe eine Frau, die telefoniert, das ist alles. Ich rieche den Duft der Blumen, höre das Summen der Bienen rund um ihre Blüten, verliere mich in den zahllosen Farben und Formen des Gartens. Das Kaleidoskop dieses Platzes ist wie ein Spiegelbild meiner ganzen Reise. Mein Bewegungsradius zu Fuß mag eingeschränkt sein, doch die Langsamkeit meines Fortkommens schenkt mir im Gegenzug intensive Momente des Beobachtens, Erkennens, Wahrnehmens. Bis heute spüre ich die kräftigen Hände der Menschen, die mir in Lüneburg wieder auf die Beine geholfen haben. Vor meinem inneren Auge sehe ich das verschmitzte Lächeln des Hoteliers in Wiesbaden, nachdem ich von meiner Abkürzung berichtet hatte. Und mein Ohr hört das peinlich-metallische Kreischen von Beton auf Autoblech, als ich die Säule einer Berliner Tiefgarage in einem zu engen Radius umkurven will. Es war die einzige Unachtsamkeit in siebzehn Tagen. Mein Verhältnis zu Tiefgaragen wird konfliktreich bleiben; manche Dinge ändern sich eben nie. Auch nicht auf Reisen.

VON FRANZ JURECEK

Das Navi in der Grenzenlosigkeit



Neil, Buzz und Mike waren etwas verunsichert, als vor fünfzig Jahren ungefähr hundert Meter unter ihnen die Triebwerke der Saturnrakete gezündet wurden. Sie waren auf dem Weg zum Mond, den konnten sie zwar nicht verfehlen, denn er war gut sichtbar, aber nur in der Nacht, sie starteten aber bei Tageslicht. Sie ließen die Erde hinter sich, die fein säuberlich in Längen- und Breitengrade eingeteilt war und wo das Festland mit Grenzen überzogen war. Wenn man diese Erde verlässt, benötigt man schon einige Orientierungspunkte. Einen Routenplaner gab es damals noch nicht. Unbestätigten Gerüchten zufolge soll aber ein Navigationsgerät an Bord gewesen sein.

Die drei waren ziemlich genervt, als sich eine Frauenstimme (eine Frau am Steuer war damals noch suspekt) mit folgenden Worten meldete: „Steigen Sie senkrecht auf und verfolgen Sie die vertikale Flug-

richtung zwölf Minuten lang.“ Nach dem Erreichen des Orbits hieß es: „Biegen Sie rechts ab und folgen Sie der Erdkrümmung 60.000 Kilometer lang.“ „Der Erdumfang beträgt nur 40.000 Kilometer“, warf Mike ein. „Wir umrunden den Globus eineinhalbmal“, entgegnete ihm Neil.

Das Navi war in der Grenzenlosigkeit des Weltalls etwas verunsichert: „Beim nächsten Kreisverkehr nehmen Sie die zweite Ausfahrt in Richtung Mond.“ Jetzt wurden die Astronauten etwas unruhig: „Wo ist ein Kreisverkehr? Was ist überhaupt ein Kreisverkehr, gibt es so etwas im Jahr 1969?“, hörte man Mike und Buzz fragen. Neil beruhigte sie: „Das Ding ist geeicht, das wird schon wissen, was es sagt“. Er hoffte das wenigstens, war aber auch etwas verunsichert.

„Nehmen Sie die zweite Ausfahrt in Richtung Mond und verfolgen Sie die Strecke 384.000 Kilometer lang“, tönte es noch

einmal aus dem Navi, dann hörte man 76 Stunden lang nichts. Die Astronauten dachten noch, wenn der Mond größer wird, muss das Ding recht haben.

Knapp vor dem Mond erwachte das Navi wieder: „Sie haben...“ begann die Frauenstimme und verstummte. „Was ist los?“, fragte Buzz. „Wir sind auf der dunklen Seite des Mondes, dort gibt es keine Funkverbindung“, klärte in Neil auf. Als sie wieder auf der erd zugewandten Seite ankamen, meldete sich ihre imaginäre Begleiterin wieder: „Sie haben Ihr Ziel erreicht, landen Sie ... (kurze Pause) irgendwo.“

Jetzt wurde erstmals Neil unruhig: „Was heißt irgendwo, wo ist das?“ „Die haben keine Straßennamen auf dem Mond und schon gar keine Hausnummer“, wandte Mike ein. „Na gut“, meinte Neil, „dann lande ich irgendwo, und das Ding bleibt an Bord.“ „Und wenn euch etwas passiert?“, Mike war beunruhigt. „Was soll passieren, es gibt keine Kreuzungen, keine Ampeln und keinen Gegenverkehr.“ „Was ist, wenn du im Treibsand landest?“ „Treibsand, so ein Blödsinn, hast du schon jemanden auf dem Mond im Treibsand versinken gesehen?“ Wo Neil recht hatte, hatte er recht.

Buzz schaltete sich ein: „Weiß das Navi, wo Sand und wo fester Untergrund ist?“ „Nur wenn dort eine Hausnummer ist“, spottete Neil, „steig in die Landefähre, ich fliege dich runter.“ „Was heißt runter, im Weltall gibt es kein oben und kein unten.“ „Ich fliege dich in Richtung Mondoerfläche, aber ohne Navi, okay“. Mike nahm resignierend zur Kenntnis, ■■■





VON STEFAN PREININGER

Rote Linien ...

... oder was der Klimawandel mit Verteilung zu tun hat

dass das Navigationsgerät an Bord blieb und dachte noch, er sei wenigstens nicht so allein. Er war nicht, wie später oft geschrieben wurde, der einsamste Mensch der Welt, als er den Mond umkreiste. Immer wieder wurde er aufgefordert, den Kurs in Richtung Erde zu nehmen, denn versehentlich hatte er auf „nach Hause navigieren“ gedrückt. Immer wenn er sich auf der dunklen Seite des Mondes befand, wo nur Stille und unendliche Dunkelheit herrschte, hörte er: „Neuberechnung der Route.“

Neil setzte inzwischen seelenruhig per Handsteuerung auf der Mondoberfläche auf und betrat wenig später den Mond. Zunächst wollte er sagen: „Wir haben es auch ohne Navi geschafft“, er sagte dann aber doch den Spruch mit dem kleinen und dem großen Schritt, zumindest wurde dies von der NASA so weitergegeben.

Beim Rückflug unterhielten sich die drei darüber, dass ein Navigationsgerät auf dem Mond keinen Sinn hat, da es dort keine Orte, keine Straßen, aber auch keine Grenzen gab. Nicht einmal Thujenhecken, die Grenze des kleinen Mannes, waren vorhanden. Man konnte auch in kein anderes Land flüchten, denn es war keines da. In einer solchen Gegend fühlt sich der Mensch nicht wohl, deshalb hat er auch seit den siebziger Jahren den Mond nicht mehr betreten. Und das Navigationsgerät wurde für viele Jahre auf Eis gelegt.

■ Für jeden und jede von uns gibt es rote Linien, die wir nie freiwillig überschreiten würden. Die eigene Vorstellung des Zumutbaren und Erträglichen ist für uns persönlich mehr oder weniger klar definiert. Schwieriger wird es, wenn wir diese Grenzen auf andere Menschen projizieren, insbesondere, wenn diese uns unbekannt sind.

Stellen Sie sich den hypothetischen Fall vor, dass sich Ihr Beruf grundlegend verändert. Sagen wir, aufgrund der wirtschaftlich schlechten Situation erhöht sich Ihre tägliche Arbeitszeit auf 12 Stunden, dauerhaft. Kein Problem, Sie lieben Ihren Beruf? Wir spielen das Spiel weiter. Nun arbeiten Sie auch noch am Wochenende. Nur jeder zweite Sonntag ist frei. Geht noch? Dann streichen wir Ihnen noch den halben Lohn. Und danach auch noch die Sozialversicherung, und das, obwohl Ihre Arbeit höchstgradig

gesundheitsschädigend ist. So, und weil Sie so sehr an Ihrem Beruf hängen, stellen Sie sich gelegentlich auf 16-Stundentage in einem desolaten, einsturzgefährdeten Gebäude ein. Sie wollen sich beschweren? Wir verbieten Betriebsräte und Gewerkschaften. Fordern Sie Ihre Rechte dennoch ein, so verprügeln wir Sie. Und aus dem halben Lohn wird nichts, Sie bekommen ab sofort zwei Euro die Stunde, basta!

Wo war der Moment, an dem Sie gekündigt hätten? Bringt aber nichts, weil jeder Job in Ihrem Land genau das gleiche bietet. Sie können damit Ihre Familie nicht ernähren, sagen Sie? Das tut uns leid, aber wandern Sie doch gefälligst aus, Sie Wirtschaftsflüchtling! Oder nehmen Sie sich doch, was Mutter Natur uns gibt. Oje, geht auch nicht, denn Ihren Wald haben wir gerodet und Ihre Flüsse vergiftet. Das hat sich für uns ausgezahlt!



© Fashion Revolution Foundation.

Stefan Preininger betreibt unter dem Leitsatz „Mode mit dem fairen Unterschied“ das Modegeschäft „Stoffwechsel“.

Stoffwechsel, Ungarstraße 6, 8330 Feldbach, und Hofgasse 3, 8010 Graz, Tel.: 0650/2237570, office@stoffwechsel.at, www.stoffwechsel.at, www.facebook.com/stoffwechsel-mode



© Ernst Michael Preininger

Seien wir uns ehrlich, Sie haben Ihre persönliche rote Linie sehr früh gezogen. Dennoch ist es den meisten Menschen in ihrem täglichen Konsumverhalten egal, dass andere Menschen unter genau diesen Bedingungen arbeiten müssen, um uns mit billigen Konsumgütern zu versorgen. Ein paar Fakten gefällig? 99 % der Arbeiterinnen und Arbeiter im Textilsektor, dem weltweit arbeitsintensivsten Sektor, arbeiten unter diesen Bedingungen. Ähnlich ergeht es Menschen im Bergbau, etwa für die Herstellung unserer smarten Endgeräte oder unserer intelligenten Autos, oder am Bau, zum Beispiel für die nächste Fußball-WM, oder auf den Kakao- oder Bananenplantagen, oder im Erdölsektor, der Grundlage für beinahe all unsere Konsumgüter, oder ... na aber bitte, jetzt hör ma aber mal auf! Das will man ja gar nicht wissen! Wenn ich mir jeden Tag vorstellen müsste, dass mein Schnitzel aus Schwein gemacht wurde,

würde ich ja verrückt werden. Denken darfst nicht.

Der Philosoph Antonio Gramsci beschrieb eine Krise darin, dass das Alte stirbt und das Neue nicht geboren werden kann. Im Angesicht der uns immer bewusster werdenden ökologischen Grenzen kommt diese Beschreibung einem quälenden Ohnmachtsgefühl gleich, als würden wir kollektiv kurz vor dem Abgrund noch einmal kräftig aufs Gas treten. Oder ist alles einfach noch zu weit weg? Im Moment geht es doch noch um brennende brasilianische Regenwälder und um Brasilianer, oder um irgendeine versinkende Pazifikinsel mit irgendwelchen Pazifikleuten, die wir nie kennenlernen werden. Haben Sie schon mal probiert, nicht zurückzulächeln, wenn Sie jemand anlächelt? Man nennt das „Limbische Synchronität“, eine Spontanreaktion, bei der sich unser Gehirn sozusagen an das unseres

Umfeldes koppelt. Es ist leichter, etwas zu hassen, dem man nicht in die Augen schauen kann. Distanz und Entmenschlichung sind für uns heute zu zentralen Überlebensstrategien geworden, in einer zu komplexen Welt, die uns überfordert. Das macht es für uns möglich und erträglich, einfach nichts zu ändern. Das Neue kann nicht geboren werden. Dabei überschreiten wir ständig rote Linien, als Individuen und als Teil eines Politik- und Wirtschaftssystems.

Ja genau, wir! In Österreich begingen wir heuer den Welterschöpfungstag bereits am 9. April und haben damit unsere für dieses Jahr zur Verfügung stehenden Ressourcen aufgebraucht. Bereits heute haben weltweit vier Fünftel aller bewaffneten Konflikte ihre eigentliche Ursache in Ressourcenkonflikten. In Verbindung mit dem massiven Verlust an Lebensräumen können wir davon ausgehen, ■■■



© Fashion Revolution Foundation

© Fashion Revolution Foundation

dass sich die globalen Migrationsbewegungen vervielfachen werden. Dagegen helfen weder Zäune noch Lederhosen.

Dennoch tun wir munter weiterhin so, als wären unsere Ressourcen unbegrenzt und frei und ohne Rücksicht auf andere verfügbar. Der Ökonom Arthur Cecil Pigou brachte in den 1920er Jahren ein anschauliches Beispiel für einen Fall, in dem der Markt durch Ausgrenzung von Umweltfaktoren versagt hat. Stellen Sie sich eine Fabrik vor, die an einem Fluss errichtet wird. Bei der Herstellung von Produkten wird das Abwasser wieder zurück in den Fluss geleitet. Weiter unten am Fluss lebt ein Fischer. Die Abwässer ruinieren seinen Fang, obwohl die Leute gerne seinen Fisch kaufen würden. Der Fisch wird teurer und die Fabrikwaren billiger. Der Preis spiegelt nicht die Kosten wider, weil die Verschmutzung durch die Abwässer nicht berücksichtigt wird. Der Markt hat versagt. In unserem Wirtschaftssystem ist dieses Versagen jedoch aktuell die Norm und nicht die Ausnahme. Des einen Freiheit endet dort, wo des anderen Freiheit beginnt. Gestehen wir uns wenigstens ein, dass wir global gesehen die Fabriksbesitzer sind. Oder haben

Sie etwa gedacht, unser Wohlstand gründe auf fleißiger Arbeit?

Diese Verteilungsasymmetrien sind jedoch nicht nur global eine Herausforderung, sondern finden sich auch auf lokaler Ebene wieder. Geld und Einfluss berechtigen nicht nur zum Ausschluss breiter Bevölkerungsgruppen aus dem Genuss und der Nutzung öffentlicher Güter. Sie dienen auch als Rechtfertigung für einen großzügigen Beitrag zu Umweltzerstörung und Klimawandel. Die Korrelation zwischen Wohlstand und CO₂-Ausstoß ist evident. Die Konsequenzen jedoch tragen die Fischer in Pigous Beispiel, diejenigen, die ohne Recht und Mittel sind.

Ein kleiner Auftrag für das Verfassen des vorliegenden Artikels war, Lösungsansätze für Umwelt- und Klimaprobleme zu skizzieren. Bitteschön: Hören wir auf, unsere persönlichen Geltungsbedürfnisse auf Kosten anderer zu befriedigen! Denn ich wünsche mir eine Welt, in der Menschen nicht aufgrund ihrer kleingeistigen materiellen Besitztümer oder Machtpositionen bewundert werden, sondern dafür, was sie zu einer friedvollen, nachhaltigen und gerechten Gesellschaft beitra-

gen. Ich wünsche mir eine Welt, in der Menschen nicht dafür belohnt werden, dass sie betrügen, ausbeuten und zerstören, sondern eine Welt, in der das Gemeinwohl und der Erhalt unserer wertvollen Ökosysteme im Vordergrund stehen. Ich wünsche mir, dass wir uns nicht mehr über Wachstum an Erfolg oder Wohlstand definieren, sondern darüber, wie sehr wir das Vorhandene genießen und wertschätzen können, und dadurch als Persönlichkeiten wachsen. Der drohende Klimakollaps und die enorme soziale Ungerechtigkeit sind zwei Seiten einer Medaille. Nur wenn wir das erkennen, kann das Neue geboren werden!





VON HEIMO MATH

Die Linie . La Linea

Auf geraden Linien untergehen ...

■ „Die gerade Linie ist ... unmoralisch. Die gerade Linie ist keine schöpferische, sondern eine reproduktive Linie. In ihr wohnt weniger Gott und menschlicher Geist als vielmehr die ... gehirnlose Massenweise.“ (1958)

„Jetzt haben wir das Glatte. Auf dem Glatten rutscht alles aus. Auch der liebe Gott fällt hin. Denn die gerade Linie ist gottlos ... die gerade Linie ist dem Menschen, dem Leben, der gesamten Schöpfung wesensfremd.“ (1968)

Was ist diese „gerade Linie“, die den Künstler ... Friedensreich Hundertwasser dermaßen in Rage bringt, dass er darin die Gottlosigkeit erkennt?

Ein längerer, gerader oder gekrümmter Strich ist eine Linie. Die „Linie“ begegnet uns in verschiedensten Lebenslagen: die schlanke Linie, in Schlangenlinien fahren nach übermäßigem Alkoholkonsum, die Straßenbahnlinie Nr. 7, jemanden auf Linie bringen, in gerader Linie vererben, den Ball über die Linie schlagen,

die feindlichen Linien durchbrechen, in vorderster Linie stehen, keine klare Linie erkennen lassen, auf ganzer Linie versagen, und so weiter.

In der Architektur trennt die Linie zwei Welten: In der Natur findet man kaum eine gerade Linie. Es ist der Mensch, der die exakte, gerade Linie einführte und zum hohen Ziel des Anspruches stilisierte. So groß der Reiz und die Verfolgung von geraden Linien ist, so perfekt umgeht die Natur diese kaum schaffbaren Vorgaben mit präzisen Vertikalen und Horizontalen. In der Natur finden sich Linien (Kanten), die sich als Zäsur von Licht und Schatten, Vordergrund und Tiefe, im Betrachtungsfeld des Menschen abzeichnen und gerade keine genauen scharfkantigen Linien ergeben. Der Horizont zeichnet eine Linie zwischen zwei wesentlichen Tiefen, dem Begreifbaren und der Unendlichkeit des Himmels.

Es ist gerade diese von der Natur geprägte Sichtweise, die Baukünstler ■■■

Architekt DI Heimo Math ist u.a. als bautechnischer Sachverständiger für die Stadtgemeinde Feldbach tätig.

DI Heimo Math Architektur,
Franz-Josef-Straße 12a,
8330 Feldbach,
Tel.: 03152/4372,
büro@math.at, www.math.at



wie Hundertwasser, Gaudi, usw. prägten. Der Mensch, der immer noch von seiner steinzeitlichen Prägung bestimmt sei, verliere in einer Umgebung von perfekten Geraden, exakten geometrischen Zuschnitten, stereotypen Rastern, seine Sicherheit und Identität.

Dem gegenüber gab es als Folge der Industrialisierung die Moderne in der Architektur, die von Architekten wie etwa Le Corbusier geprägt war (siehe Foto r.u.: Cité Frugès/Pessac, 1924-1926). Sie sahen in der Askese das Hervorbringen von Kultur, Klarheit, Rationalität und Funktionalität. Die Linie und ihre Entwicklung bis zur exakten geradlinigen Perfektion war nur mit entsprechenden technischen

Hilfsmitteln möglich: Raster von Betonstützen ersetzen plötzlich die Funktion von tragenden Mauern, (Flach-)Dächer ermöglichten plötzlich zusätzliche Nutzflächen (Gärten), wie auch der Wegfall von tragenden Mauern eine freiere Grundrissgestaltung und offenere Räume, es kamen Fassaden durchschneidende Langfenster, die gleichmäßig mit Licht versorgten, technisch herausfordernde Vorhangfassaden und so weiter.

Was letztlich gefällt, obliegt dem Betrachter. Der Diskurs ist nicht beendet und wird jeden Tag aufs Neue in der Baukunst geführt. Es ist die Freiheit eines jeden, seine Linie zu finden.



VON DORIS BUCHE-REISINGER



Mein zeitgenössischer Tanz

■ Der zeitgenössische Tanz hat sehr viele Erscheinungsformen, beispielsweise vom Tanztheater über Konzeptkunst und Performance hin zu Modern Dance, New Dance und Physical Theatre. Johannes Odenthal beschreibt ihn so: „Der zeitgenössische Tanz versteht sich nicht auf der Basis nur einer Technik oder ästhetischen Form, sondern aus der Vielfalt heraus. Er sucht Grenzüberschreitungen zwischen den Künsten und bricht immer wieder mit vorhandenen Formen. Zeitgenössischer Tanz in diesem Sinne hat eine offene Struktur, die sich bewusst von festgelegten, linearen Entwürfen der Klassik und Moderne absetzt.“

Mein zeitgenössischer Tanz ist vielfältig bewegt, die Musik-, Kostüm- und Raumauswahl sind mir ebenso wichtig wie die inhaltliche Auseinandersetzung mit einer Thematik. Meine Solokreationen „Friedvolles Wasser“ und „Blumen für Klimt“ beinhalten neben der strukturierten Choreographie viele improvisatorische Elemente. Ein in Arbeit befindliches Pro-

jekt von mir widmet sich dem Klang und Rhythmus eines selbstgebautes Musikinstrumentes, um zeitgenössischen Tanz an einem Ort der Mensch- und Naturverbundenheit entstehen zu lassen.

Als Tanzpädagogin gebe ich in einem Tanzkurs die Aufgabenstellung, Linien und runde Formen mit Körperteilen, wie Armen oder Beinen, in den Raum zu malen. Die geraden Linien sind gegensätzlich zu den kreisenden Formen – beispielsweise eine geschwungene Acht. Dazu spielt Musik, die die Dynamik der Bewegungen unterstützt. Habe ich nun vielleicht Ihr Interesse, sich zu bewegen, geweckt?

Mit tänzerischer Dynamik möchte ich Sie in mein getanztes Leben mitnehmen. Dieses Jahr zeigte ich vor einem wunderbaren Publikum meinen Solotanzabend „Dance moderne“ im Rahmen der Feldbacher Sommerspiele. Mit dem Ferien(s)-pass konnte ein Kindertanzworkshop der jungen Generation Einblick in den ■■■

Die gebürtige Feldbacherin Doris Buche-Reisinger ist Tänzerin/Choreografin und Tanzpädagogin. Sie lebt derzeit in Straßburg/Frankreich.

Foto: „Blumen für Klimt“,
Lieu d'Europe in Straßburg



zeitgenössischen Tanz geben. An dieser Stelle möchte ich auch auf die aktuelle Ausstellung „Alles tanzt. Kosmos Wiener Tanzmoderne“ (bis 10.2.2020) im Theatermuseum in Wien hinweisen, wo ich im April mit Eva Lajko eine kreative Präsentation des Chladek®System (Lecture Demonstration) zeigte. Wien zählte im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zu den internationalen Zentren für Modernen Tanz.

Unzählige Tanzformen und -techniken wie beispielsweise der Volkstanz, Hip Hop, Ballett, Gesellschaftstanz, Jazz-Tanz, zeitgenössischer Tanz, Ausdruckstanz, Gaga, Historischer Tanz usw., stehen uns heutzutage zur Verfügung. Meine ersten Tanzschritte erlebte ich im Unterricht von Prof. Berti Handl (1922-2014) als siebenjährige Ballettschülerin in Feldbach. Später studierte ich klassischen Tanz bzw. „Tänzerische Bewegungserziehung“ am Konservatorium der Stadt Wien (heute MUK: Musik und Kunst, Privatuniversität der Stadt Wien). Danach folgten Engagements als zeitgenössische Tänzerin und Choreografin im In- und Ausland.

Naturvölker integrieren Tänze in ihre Rituale, und noch viel weiter blicke ich in die Tanzgeschichte zurück, wenn ich Augustinus* zitiere: „O Mensch lerne tanzen, sonst wissen die Engel im Himmel mit dir nichts anzufangen.“ (*Augustinus Aurelius (354-430), Bischof von Hippo, Philosoph, Kirchenvater und Heiliger)

Tanzen heißt für mich, den Körper wie ein musikalisches Instrument zu verwenden – spontan, mittels einer kleinen Einführung oder durch jahrzehntelange Erfahrung mit dem Tanz. Es geht vor allem um die Lebensfreude und darum, sich über dieses Medium mitzuteilen.

Aber es ist auch ein Austausch innerhalb oder mit dieser, unserer Gesellschaft. Das Improvisieren, das sich frei und spontan bewegen, ist oft ein erster Einstieg in den Prozess einer Tanzgestaltung, einer Choreographie. Dabei kann der tanzende Mensch beispielsweise etwas ausdrücken, etwas erleben, sich mit einer bestimmten Energie in einem Raum bewegen, Zeit und Veränderungen wahrnehmen. Im Tanz liegt alles – zwischen sich verlieren und sich wieder zu zentrieren: Das ist wunderschön. In meinem Tanzunterricht finde ich es wichtig, den Menschen als Gesamtpersönlichkeit wahrzunehmen und ganzheitliches Lernen zu ermöglichen.

Für mich ist im zeitgenössischen Tanz vor allem der kreative Mensch gefragt, das heißt, sich nicht nur Tanzkombinationen anzueignen, sondern auch selber Bewegungen und Tänze zu kreieren, um ein lebendiges Kunstwerk zu erschaffen. An dieser Stelle möchte ich Pina Bausch zitieren: „Mich interessiert nicht, wie die Menschen sich bewegen, sondern was sie bewegt“. Ohne das Publikum kann diese Art von Tanz nicht leben. In den größeren Städten werden verstärkt auch Amateure in künstlerische Projekte einbezogen. Großartig finde ich, wenn Kinder bereits früh Tanz und künstlerische Aktivitäten erfahren.

■ Liebe Frau Dr. Licht, gestatten Sie bitte, dass ich mich mit einer für mich nicht ganz unwesentlichen Frage an Sie wende, ja mehr noch, mit einem Anliegen, sollte ich wohl sagen. Sie gehören ja in gewisser Weise zum Team, zur Redaktion dieses ganz wunderbaren Magazins, das ja nicht nur „Lebenskultur“ vermitteln möchte, sondern in gewisser Weise auch „Lebensberatung“. Und gerade Sie, liebe Frau Dr. Licht, sind ja bekannt dafür, dass Sie ein offenes Ohr, ja geradezu ein offenes Herz haben, für die Sorgen vieler Menschen. Und dass Sie gut zuhören können, wenn jemand Ihnen etwas erzählt, und so oft einen guten Rat haben, und alle so positiv motivieren können. Also den Sorgenvollen guten Mut in den Kopf und ein Lächeln ins Gesicht zaubern. Auch ich weiß, dass Sie das so gut können, ich glaube, weil Sie selbst so fröhlich durchs Leben gehen.

Jetzt aber in eigener Sache, liebe Frau Dr. Licht, Sie werden mir da sicher zuhören und einen Rat wissen?! Also, vor vielen Jahren, Sie merken: Ich bin nicht mehr ganz so der Jüngste, obwohl ich mich keineswegs alt fühle ... wie immer ... als ich jung war, da habe ich mich eigentlich überhaupt nicht mit ... „später“ befasst. Das ist auch gut und richtig so, denke ich, weil warum sollte ein junger Mensch das auch tun? Und auch das Fortschreiten der Jahre – Ausbildung, Berufsleben, Haus, Hochzeit, Kinder, etc. – habe ich nicht damit verbunden, älter zu werden. Eigentlich tue ich das auch heute noch nicht. Doch ich befürchte, dass sich das schon bald ändern könnte.

Im Laufe der Jahre – uh ... schon wieder so ein Satzanfang – sind mir zwei, wie soll ich sagen, recht markante Jahreszahlen untergekommen. Zu der einen: Ich habe mich ja

Zweitausendzwanzig

immer mit Musik befasst, mit der wahren, guten und schönen, kein Kommerz, kein Schlager, keine Volksmusik, keine Klassik auch nicht, und eines Tages, es war so Ende der 80er- oder Anfang der 90er-Jahre, da hat eine meiner Lieblingsbands so eine Art Gewinnspiel veranstaltet: „Win Fall-CD 2010“. So lautete das Motto, und ich dachte mir: Mein Gott, 2010, wie weit weg ist das? Da fällt mir ein, der Sänger der Band, der ein wenig älter ist als ich, ist ja kürzlich verstorben. Da war wohl ein bisschen der Alkohol schuld, also dahingehend brauche ich keine Angst zu haben. Und dann war es auf einmal soweit. 2010 war da. Das habe ich, das kann ich Ihnen mit Stolz berichten, einfach weggesteckt. Jawohl! „Nicht einmal ignoriert“, wie man in Österreich sagt. CD habe ich übrigens keine gewonnen, war ja klar, ich habe ja gar nicht mitgespielt. Tue ich auch sonst nicht, spielen. Ich glaube auch, dass das gar kein Gewinnspiel gewesen ist, eher so ein kleiner Scherz, dafür war der gute Mark E. ja bekannt. Aber falls Sie jemanden kennen, der eine CD gewonnen hat, bitte sagen Sie es mir.

Zur zweiten Jahreszahl, und jetzt kommt's! 2020, also: Zweitausendzwanzig! Die ist mir so etwa Ende der 90er-Jahre ins Gedächtnis gerutscht. Viel früher also, als diese Jahreszahl im Sprachgebrauch aufgetaucht ist, damals waren ja alle mit dem Jahrtausendwechsel beschäftigt. Später hat dann einer unserer letzten Verteidigungsminister, der Name fällt mir gerade nicht ein, diese erwähnt. Der hat aber immer von „20-20“ gesprochen, nie von „Zweitausendzwanzig“, und der hat das auch so richtig hinausgepresst, richtig zackig, militärisch halt. So ähnlich wie dieser deutsche Sänger, von dem mir der Name jetzt auch nicht einfällt, der aber irgendwann mit einem U-Boot mitgefah-

ren ist, im Fernsehen, nur bei dem hat das natürlich runder geklungen, beim Herauspressen, aber der hat ja auch gesungen oder so etwas. Wie immer! Lang ist's her, dass mir das eingefallen ist: „Zweitausendzwanzig“! Mit dem Zusatz: „Puh!“ Weil wenn dieses Datum einmal auf dem Kalender steht, da wird schon ganz schön viel Zeit vergangen sein. Aus meiner Sicht halt. Und jetzt ist es bald soweit. Und tatsächlich, wenn ich so zurückschauen: Unglaublich viel Zeit ist das gewesen, und was da schon alles geschehen ist, und wie viel mehr davon man schon vergessen hat. Doch halt: Eigentlich müsste man sagen, vergangen sein wird, weil, ein bisschen dauert es ja noch, bis dorthin.

Ich könnte da jetzt noch viel schreiben, liebe Frau Dr. Licht, doch ich möchte ja nicht, dass Sie so viel lesen müssen. Deshalb kürze ich jetzt ab, und frage Sie ... Sie wissen ja, worum es mir geht ... also: Wie soll ich umgehen, mit dem ganzen Schlamassel? Soll ich überhaupt was machen? Ist das überhaupt ein Schlamassel? Wie immer, liebe Frau Dr. Licht, tun Sie, was in Ihrer Macht steht, geben Sie mir eine gute Antwort, ich vertraue Ihnen. Tausend Dank im Voraus! Und Ihnen schon jetzt ein schönes 2020 („Zweitausendzwanzig“, nicht „20-20“).

Herzlichst, Ihr
Hans Knieriem

Lieber Herr Knieriem!

Da haben Sie ja ganz schön was beieinander. Zumal Sie mir persönlich bekannt sind (ich habe Sie trotz Ihres Pseudonyms erkannt), weiß ich, dass ich Ihnen die Antwort darauf nur in einem persönlichen Gespräch werde geben können. Vielleicht passt da auch das eine oder andere Gläschen dazu, ohne dass wir es gleich so wie der mir nicht bekannte Mark E. halten müssen. In Ihrem Fall ist das sicher besser so, wenngleich es mir für die übrige Leserschaft ein bisschen leid tut. Apropos: Falls Sie auch Fragen haben, schicken Sie mir diese, wegen der Antworten ... naja, mal sehen.

Ihre
Dr. Luna Licht

PS: Nur so viel zu Herrn ... „Knieriem“: Wegen des Kometen brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, der kommt ganz sicher, irgendwann einmal, aber das geht vorüber.





IMPRESSUM:

Herausgegeben von der NEUEN Stadt Feldbach, www.feldbach.gv.at,

Fotos: Cover von Heimo Math, Autoren, Stock.Adobe.com, Pixabay.com, Fashion Revolution Foundation.,

Ernst Michael Preininger, Stadtgemeinde Feldbach

Layout: www.feldbach.gv.at, Druck: www.scharmer.at